Kapitel 5

Die Frau am Strand

Ich erwachte nicht im Wasser.
Nicht im Dunkel.
Nicht im Sog des Sturms, der mein Schiff und meine Vergangenheit verschlungen hatte.
Ich erwachte im Sand.
Feiner, heller Sand,
warm wie ein Atemzug,
weich wie ein Versprechen.
Meine Finger krallten sich hinein,
als müsste ich erst begreifen,
dass ich wirklich wieder an der Oberfläche war.
Die Sonne stand tief,
als hätte sie auf mich gewartet.
Zwischen smaragdgrünen Palmen
tanzten goldene Lichtsplitter,
und das Meer rauschte in einem Rhythmus,
der nicht drohte –
sondern willkommen hieß.
Ich hob langsam den Kopf.
Jeder Muskel zog,
doch der Schmerz war mild,
wie die Erinnerung an etwas,
das mich nicht mehr brechen konnte.
Und dann sah ich sie.
Sie stand ein paar Schritte entfernt,
barfuß im Sand,

als sei sie selbst aus diesem Boden gewachsen.
Ihr Haar wurde vom Wind getragen,
hell wie frühes Morgenlicht.
Und zwischen den hellen Strähnen
steckte ein vierblättriges Kleeblatt –
nicht auffällig,
nicht gesetzt wie Schmuck,
sondern als hätte der Wind es dort sanft abgelegt.
Ein stilles Zeichen.
Ein zarter Gruß des Schicksals.
Als wolle das Leben sagen:
Manchmal findet man nicht das Glück –
man begegnet ihm.
Ihre Augen – ruhig, warm, ein bisschen unergründlich –
schienen nicht mich anzuschauen,
sondern mein Innerstes.
Später würde ich erfahren,
dass die Menschen sie Bea Solana nannten –
die Frau, die Licht in der Stimme und Wärme in den Händen trug.
Sie kam nicht eilig.
Nicht heroisch.
Nicht wie jemand, der retten muss.
Sie kam,
als hätte das Meer sie gerufen.
Bea Solana kniete sich neben mich.
Sie sagte kein Wort.
Doch ihre Hände sprachen die Sprache der Ruhe.
In ihnen hielt sie Aloe-Blätter –
frisch, grün, glänzend,
as hätte sie sie direkt aus der Seele der Insel gebrochen.
Sie riss eines auf.
Der klare Saft schimmerte wie flüssiges Licht.
Und dann strich sie ihn sanft auf meine Wunden
– die sichtbaren und die unsichtbaren.

Der Schmerz wich.
Die Hitze des Sturms verschwand.
Etwas in mir löste sich,
wie ein alter Knoten, der endlich nachgab.
Und in genau diesem Moment wusste ich:
Als die Aloe meine Wunden berührte, fühlte ich,
als hätte sie mir pures ewiges Leben auf die Haut gestrichen.
Der Satz brannte nicht.
Er heilte.
Die Palmen über uns raschelten im Wind,
als hätten sie das verstanden.
Das Meer rauschte näher heran,
fast zärtlich.
Und für einen Atemzug
fühlte ich mich nicht mehr wie der Mann,
der untergegangen war.
Ich fühlte mich
angekommen.
Bea Solana erhob sich
und reichte mir ihre Hand.
Kein Wort.
Kein Zögern.
Nur dieses ehrliche Angebot:
Komm.
Steh auf.
Es gibt noch mehr als Sturm.
Ich nahm ihre Hand.
Und in der Wärme ihrer Finger
lag ein Gefühl, das ich lange verloren hatte.
Wir gingen ein paar Schritte,
doch der Sand unter unseren Füßen
gab uns einen eigenen Rhythmus vor.
Einen neuen.
Einen freien.
Und dann geschah es einfach:

Wir tanzten.
Nicht wie Queen und Capone.
Nicht wie zwei Schauspieler in einem fremden Film.
Nicht wie Menschen mit Rollen, Masken oder verlorenen Kronen.
Wir tanzten barfuß im Sand,
geführt vom Wind,
getragen von der Brandung,
beleuchtet vom goldenen Atem der Sonne.
Kein Publikum.
Kein Applaus.
Kein Ziel.
Nur ein Tanz,
der nicht fragte,
wer ich gewesen war.
Sondern wer ich jetzt war.
In den Augen von Bea Solana
fand ich kein Urteil,
keine Erwartungen.
Kein Spiegel meiner alten Masken.
Ich fand etwas anderes.
Etwas, das ich nie gesucht,
aber immer gebraucht hatte:
Einen Ort,
an dem ich einfach
ich sein durfte.
Und als der letzte Schritt unseres Tanzes im Sand versank,
wusste ich:
Der Sturm hatte mich nicht zerstört.
Er hatte mich hierher getragen.
Zu ihr.
Zu diesem Strand.
Zu diesem Anfang.
Und vielleicht –
zu mir selbst.